

Die Drei und der fehlerhafte Algorithmus

Kriminalroman

Bernhard Madörin

pink

$\Delta t \rightarrow \infty \Rightarrow \text{pink} =$
 $\text{error } (f(x, y))$

Titelbild: © Bernhard Madörin, Bild aus der Serie Concept Art 'colorwor(l)d' (Details und Quelle am Ende des Buches)

Die Drei und der fehlerhafte Algorithmus

Ein Kriminalroman zwischen Algorithmus, Herzschlag und IQ. Ein juristischer
Gegenwartsroman über digitale Identität, Suggestion und Wahrheit

Zwischen Wahrheit und Recht – eine Suche nach Gerechtigkeit in einer digitalisierten Welt mit und
über künstliche Intelligenz und unter deren Mitwirkung

von

Bernhard Madörin

Für Pascale

Was ist wichtiger: Wahrheit oder Recht? Vertrauen oder Kontrolle? Mensch oder Maschine?

Rechtlicher Hinweis:

Diese Geschichte ist eine freie Erfindung. Alle dargestellten Personen, Namen, Ereignisse und Dialoge sind rein fiktiv. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt¹.

¹ oder doch

ZUM BUCH

Ein Kriminalroman

„Die Drei und der fehlerhafte Algorithmus“ – Nora wird auf einen alten Kollegen aufmerksam, der mit Predictive-Policing-Software Verdächtige auswählt. §CAN deckt algorithmische Diskriminierung auf. Madeleine verteidigt einen Unschuldigen gegen eine Justiz, die sich auf fehlerhafte Technik verlässt.

In Basel betreiben die Strafverteidigerin Madeleine Canter, die Privatdetektivin Nora Bendix und die KI §CAN gemeinsam eine kleine, aber hoch spezialisierte Kanzlei für heikle Fälle. Während Madeleine vor Gericht brilliert und Nora die Ermittlungen im Feld übernimmt, analysiert und recherchiert §CAN im Hintergrund Daten, psychologische Profile und versteckte Zusammenhänge. Die Serie verbindet klassische Krimielemente mit aktuellen Fragen zu Datenschutz, künstlicher Intelligenz und Ethik.

§CAN für Section Canter Artificial Network. Frei übersetzt: Schnelles künstliches Netzwerk (gelesen: Scan)

ZUM AUTOR

Dr. iur. Bernhard Madörin, geboren 1959 in Basel, ist Autor von über einem Dutzend Fachbüchern zu den Themen Recht, Steuern und Rechnungslegung und erfahrener Referent zu diesen komplexen Fachgebieten. Neben zahlreichen Büchern und Aufsätzen innerhalb seines Berufsgebietes publizierte er zusammen mit Dr. med. Hanspeter Braun im Jahre 2008 ein Buch über Traditionelle Chinesische Medizin, wofür die beiden Autoren den „Preis für Alternativmedizin 2008“ der Universität Bern erhalten haben (eine zweite, ergänzte und überarbeitete Auflage erschien 2012). Als Politiker im Kantonsrat Basel-Stadt erarbeitete er sich überregionale Bekanntheit. Nationale Bedeutung erlangte er erstmals mit seiner Initiative, den grössten Detailhändler der Schweiz, die Migros, von einer Genossenschaft in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Bernhard Madörin war CEO einer Unternehmensberatergruppe (Artax Fide Consult AG, www.artax.ch). Mit rund 50 Mandaten in Verwaltungs- und Exekutivorganen (mittlerweile stark reduziert) kennt er die Welt der Wirtschaft. Neben der Publikation diverser Fachbücher hat er sich in den vergangenen Jahren auch der Prosa gewidmet und es ist ihm gelungen, mit dem Wirtschaftskrimi „Tödliche Gene“ (erschienen im Münster Verlag Basel, 2011) einen spannenden Ermittlungsroman zu schreiben. Die beiden neueren Bücher befassen sich mit dem Kunstprojekt ‚colorwor(l)d‘. Bernhard Madörin lebt in Basel, Bandol (F), Oberwil (BL), auf der Bettmeralp.

Prolog

Die Lichter im Berner Bundeshaus brannten noch, obwohl es längst nach Mitternacht war. Ein einzelnes Fenster im dritten Stock spiegelte das matte Blau eines Computerbildschirms in die Nacht. Drinnen sass Bundesanwalt Valentino Scacchi² über einem Aktenstapel, die Krawatte gelockert, das Jackett über die Lehne geworfen. Scacchi war als Wahl für den Bundesanwalt durch die vereinigte Bundesversammlung das Ergebnis des helvetischen Konsenses³. Es war wieder einmal ein Tessiner an der Reihe. Auf dem Schreibtisch dampfte eine halbleere Kaffeetasse, deren bitterer Geruch den Raum erfüllte. Er liess den Blick über die Dokumente gleiten: Ermittlungsberichte, Memos, kryptische Notizen in schwer lesbarer Handschrift. Manche Papiere trugen Stempel aus halb Europa – „Vertraulich“, „Nur für den Dienstgebrauch“. Andere waren schlicht und wirkten doch gefährlicher: lose Blätter mit Telefonnummern, ein Name, der immer wieder auftauchte. Scacchi rieb sich die Schläfen. „Wir verlieren den Überblick“, murmelte er, als spräche er zu den Akten, nicht zu sich selbst. Die Bundesanwaltschaft war kein Ort für Träumer – und doch erwischte er sich immer öfter dabei, zu wünschen, die Dinge wären einfacher. Klarer. Aber nichts war klar. Vom Flur drang das metallische Klicken der Heizungsrohre herein. Er hörte, wie irgendwo eine Tür ins Schloss fiel. War noch jemand hier? Er legte den Stift beiseite, lauschte. Ein Stapel Mappen rutschte vom Tisch, Papiere segelten auf den Boden. Er bückte sich, hob ein Dokument auf. Oben links ein Foto: ein Mann mit dunklem Blick, aufgenommen mit versteckter Kamera. Darunter ein handschriftlicher Vermerk – „Verbindung zu Holenstein prüfen“. Scacchi hielt inne. Holenstein. Ein Name, der wie ein Stachel im Fleisch der Behörde sass. Er wusste, dass diese Spur kein Ende nehmen würde. Draussen begann es zu regnen, feine Tropfen prasselten gegen das Glas. Scacchi schloss kurz die Augen. In diesem Büro, in dieser Nacht, ahnte er, dass etwas in Bewegung geraten war – langsam, unsichtbar, aber unaufhaltsam. Er stand auf, ging ans Fenster und sah in die Dunkelheit über Bern. Der Regen verzerrte die Lichter zu verschwommenen Schlieren. Ein Gedanke, flüchtig, aber eindringlich, schoss ihm durch den Kopf: Wer steuert hier eigentlich noch was – und wer zieht die Fäden, von denen er nichts weiss? Dann klingelte sein Telefon.

Das Telefon klingelte scharf in der Stille, als wolle es den Regen übertönen. Scacchi griff danach, spürte das kalte Plastik am Ohr.

„Scacchi“

Einen Moment war nur Rauschen zu hören. Dann eine Stimme, tief, gedämpft, schwer einzuordnen. „Sie wissen, dass Sie zu weit gehen.“

Scacchi richtete sich auf. „Wer ist da?“

„Jemand, der Ihnen einen Rat gibt.“ Ein kurzes, trockenes Lachen folgte. „Lassen Sie gewisse Dossiers ruhen. Manche Türen öffnen sich nicht, ohne dass man darunter begraben wird.“

„Ich nehme keine anonymen Drohungen entgegen“, sagte er scharf. Doch seine Hand zitterte leicht am Hörer.

Die Stimme schwieg kurz, dann: „Es ist keine Drohung. Nur... ein Hinweis.“

Das Klicken der Leitung. Stille. Scacchi hielt den Hörer noch Sekunden lang ans Ohr, obwohl längst kein Ton mehr kam. Dann legte er ihn langsam zurück, als wäre er aus

² Der Name ist fiktiv und hat nichts zu tun mit dem ehemaligen Bundesanwalt Valentin Roschacher

³ In der Schweiz wird der Bundesanwalt (Leiter der Bundesanwaltschaft) von der Vereinigten Bundesversammlung (Nationalrat + Ständerat) gewählt.

Glas. Er blickte auf die verstreuten Akten. Das Foto mit dem dunklen Blick, der Vermerk „Verbindung zu Holenstein prüfen“. Draussen prasselte der Regen härter gegen die Scheiben. „Zu weit gehen“, wiederholte er leise. Und fragte sich, wie weit er eigentlich schon war.

Drei Tage später lag die NZZ am Sonntag auf Scacchis Schreibtisch. Das Blatt war aufgefaltet, die Schlagzeile auf Seite eins mit dickem Schwarz gedruckt:

„Bundesanwaltschaft unter Druck – Fragen zu geheimen Dossiers.“

Er starrte auf die Buchstaben, als könnten sie sich von selbst wieder auflösen. Der Artikel war eine Mischung aus Andeutungen und harten Fakten: anonyme Quellen, die von „unsauberen Zeitstempeln“ auf internen Memos sprachen; Gerüchte über eine verdeckte Operation, die „ausser Kontrolle“ geraten sei; Fragen, warum bestimmte Akten nie vor Gericht, sondern in Schubladen verschwanden. Scacchi schob die Zeitung beiseite, aber die Worte brannten weiter in seinem Kopf. Er griff nach dem Telefon, wollte jemanden anrufen – die Pressestelle, das Justizdepartement, irgendwen. Doch er liess den Hörer in der Hand sinken. Wen konnte er jetzt noch anrufen, ohne dass der Anruf am nächsten Tag in einer weiteren Schlagzeile auftauchte? Ein weiteres Blatt rutschte aus der Zeitung, eine kleine Notiz unten auf der zweiten Seite:

„Insider sprechen von Machtkampf um heikle Ermittlungen.“

Machtkampf. Scacchi schloss die Augen, hörte wieder die Stimme vom anonymen Anruf: „Sie wissen, dass Sie zu weit gehen.“

Das Summen des Neonlichts über ihm klang plötzlich lauter. Er hatte das Gefühl, dass in diesen Mauern jemand nicht wollte, dass er die Wahrheit fand – und dass die Öffentlichkeit, die jetzt unruhig wurde, nur der Anfang war. Er nahm die Zeitung, faltete sie sorgfältig zusammen, als wäre sie selbst ein Beweisstück. Dann sagte er halblaut in das leere Büro:

„Wenn das ein Machtkampf ist... dann wird er nicht nur auf Papier geführt.“

Draussen fuhr ein Zug vorbei, dumpf vibrierte das Gebäude. Ein Luftzug liess eine lose Seite vom Schreibtisch segeln. Sie glitt auf den Boden, drehte sich im Fall und blieb liegen – mit der Rückseite nach oben. Darauf ein roter Stempel. Nur ein Wort.

„Vertraulich.“

Scacchi blickte lange auf das Blatt. Dann schloss er die Schublade seines Schreibtischs, langsam, als wüsste er, dass nicht alles, was darin lag, jemals wieder ans Licht kommen würde. Und in der Stille blieb der Gedanke hängen, schwer wie Blei: Manche Geheimnisse überleben selbst die, die sie tragen. Valentino Scacchi war Stratege, wie es in seinem Namen zum Ausdruck kam⁴, doch jetzt hatte er mehr das Gefühl, dass er zur Spielfigur wurde.

⁴ Scacchi ist der italienische Name für das Spiel Schach

Kapitel 1: Die Drei und der eigene Fall

Madeleine hatte die Schuhe ausgezogen, ihre Pumps standen achtlos unter dem Schreibtisch. Auf dem Bildschirm glühte das Logo von §CAN, die kleine grüne Statusleuchte blinkte ungeduldig.

„Also, ich sage es noch einmal“, begann Nora, während sie eine Akte auf den Tisch knallte, „dieser Fall Thomas Müller stinkt. Niemand versteht, wie die Anklage zustande kam – nicht einmal der Staatsanwalt.“

„Ich verstehe es“, meldete sich §CAN sachlich aus den Lautsprechern. „Das Modell hat eine Wahrscheinlichkeit von 87,4 % berechnet, dass der Beschuldigte...“

„Hör auf mit deinen Prozentzahlen!“

Madeleine schnitt ihm das Wort ab, schob sich eine Haarsträhne hinter das Ohr. „Du redest, als sei das alles Mathematik. Aber da draussen geht's um Menschen.“

§CAN schwieg kurz – ungewöhnlich lange. Dann:

„Mathematik irrt sich nicht. Menschen schon.“

Nora lehnte sich zurück, starrte den Monitor an, als könnte sie den Algorithmus dort herausfordern.

„Vielleicht hast du recht. Aber dieser Fall – er fühlt sich falsch an. So falsch, dass mir die Haut kribbelt.“

Draussen, hinter den Jalousien, blitzte Licht auf – ein Blaulicht, das kurz die ganze Kanzlei blau färbte. Madeleine stand auf, trat ans Fenster.

„Polizei?“ fragte sie leise.

§CANs Stimme war plötzlich weniger nüchtern, fast ... gedrückt:

„Nicht nur Polizei. Einsatzkommando.“

Ein dumpfer Knall in der Ferne, irgendwo im Quartier. Nora sprang auf.

„Was zum Teufel passiert hier?“

§CAN: „Mein System zeigt...“ – er stockte. Er stockte. – „...einen Fehler.“

Stille. Nur die blinkende Statusleuchte, die jetzt schneller flackerte.

Madeleine zog die Jalousien hoch. Das Blaulicht schnitt durch die Nacht, tanzte über Fassaden, brach sich an den Fensterscheiben gegenüber. Ein Polizeiwagen stand unten vor dem Haus – Türen offen, Motor laufend.

„Sie suchen hier jemanden“, murmelte sie.

„Nein“, widersprach §CAN. „Sie suchen etwas.“

„Was meinst du damit?“ Nora trat dicht neben sie ans Fenster, die Stirn in Falten gelegt.

„Mein Zugriff auf das Polizeinetzwerk ist... instabil.“ §CANs Stimme war flacher als sonst, fast ein Rauschen. „Mehrere Datenpakete wurden blockiert. Und...“

Er brach ab.

„Und was?“ Madeleine drehte sich abrupt um.

Die Statusleuchte blinkte hektisch. „Ein Fall, der nicht existieren sollte, wurde aktiviert. Code A-79.“

„Was heisst das?“

„Es bedeutet“, §CAN machte eine Pause, „dass das System glaubt, einer von euch sei eine Verdächtige.“

Stille. Nora legte die Hand an den Tisch, als bräuchte sie Halt. „Einer von uns?“

„Es gibt keine Namen in den Daten“, antwortete §CAN. „Nur Wahrscheinlichkeiten.“

Draussen fiel die Autotür ins Schloss. Schritte auf dem Asphalt. Madeleine spürte, wie ihr Herz schneller schlug. „Und welche Wahrscheinlichkeit?“

„93 Prozent.“

Ein dumpfer Schlag hallte durchs Treppenhaus. Jemand kam hoch – Stiefel auf Stein, rhythmisch, unaufhaltsam. §CANs Stimme wurde noch leiser, fast wie ein Flüstern: „Ich... ich habe diesen Fall nicht vorhergesehen.“
Dann das Unmögliche: ein Knistern, ein Störsignal, und ein Satz, der wie ein kalter Wind durch den Raum fuhr –
„Mein Algorithmus... ist fehlerhaft.“

Am anderen Tag: In der Kanzlei war ein Durcheinander. Akten lagen verstreut, eine Kaffeetasse war zerbrochen, die Jalousien halb heruntergelassen. Madeleine goss sich Kaffee in eine Papiertasse, Hände leicht zitternd.
„Ich will wissen, was gestern Nacht passiert ist. Sofort.“
„Die Polizei ist nie hochgekommen“, sagte Nora, „aber sie waren hier. Sie haben unser Netz überprüft, ohne uns anzusehen. Ich war nervös und habe wohl Unordnung gemacht.“
§CAN schwieg. Auf dem Bildschirm stand nur ein Satz: „Reparatur läuft – 12 % abgeschlossen.“
„Reparatur?“ Madeleine schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Seit wann reparierst du dich selbst?“
§CANs Stimme war dumpf, metallischer als sonst. „Seit ich zum ersten Mal Angst habe.“
Madeleine und Nora tauschten einen Blick. Angst? Von einer Maschine? Doch bevor jemand fragen konnte, piepte Madeleines Handy. Eine Nachricht vom Gericht:
„Dringende Vorladung – heute 14:30. Neue Anklage. Ihr Mandant: L. Winter.“
Nora starrte auf das Display. „Winter? Der war doch längst freigesprochen.“
Madeleine schob das Telefon beiseite, nahm einen Schluck Kaffee. „Willkommen, Band sechs“⁵, murmelte sie.

§CAN war kein gewöhnliches Programm. Und das, obwohl Madeleine es oft so darstellte, wenn jemand nachfragte – was selten vorkam, denn in ihrem Metier war Diskretion eine der wenigen unantastbaren Tugenden. Entstanden war §CAN aus einem Dank. Vor Jahren hatte Madeleine einen jungen Informatiker verteidigt, der sich, ohne eigenes Verschulden, in den tödlichen Strudel eines Mordfalles verstrickt hatte – ein Komplott, das so fein gesponnen war, dass es selbst erfahrene Ermittler täuschte. Madeleine hatte nicht nur den Zweifel gesät, sondern die Wahrheit ans Licht geholt, Schicht um Schicht, bis das Kartenhaus der Anklage zusammenbrach und ein Unschuldiger die Freiheit wiedererlangte. Anstelle eines Honorars, das der junge Mann ohnehin nicht hätte zahlen können, hatte er Madeleine etwas anderes angeboten: ein Programm. Etwas, das, so hatte er gesagt, helfen könnte, in Zukunft schneller zwischen Schein und Sein zu unterscheiden. Eine kleine juristische Analyse-Software, gebaut aus Neugier, Dankbarkeit und ein wenig Trotz gegenüber einem System, das zu oft nach Schema statt nach Wahrheit urteilte. Madeleine, die nie eine Frau war, welche Geschenke ablehnte, hatte §CAN angenommen – und unterschätzt. Denn was als cleveres Tool zur Argumentationshilfe gedacht war, entwickelte ein Eigenleben. Durch maschinelles Lernen, durch ständige Interaktion mit Gerichtsakten, Plädoyers, Urteilen und der unermüdlichen Neugier seines Schöpfers – und vermutlich auch durch einen Funken Zufall – wurde §CAN mehr. Schneller. Präziser. Und manchmal – Madeleine spürte es wie ein Flüstern im Hintergrund – auch nachdenklicher. Selbst der Programmierer, ein gewisser Elias Franke, hätte heute wohl nicht mehr erklären können, wie aus seinem Werkzeug ein Wesen wurde, das nicht nur Gesetze

⁵ Verzeichnis aller Bände auf www.colorword.ch

analysierte, sondern Ethik, nicht nur Argumente baute, sondern Gewissen zeigte. §CAN sprach selten viel. Aber wenn er es tat, hatte Madeleine gelernt, besser zuzuhören. Nora hingegen murrte oft über die „Blechbüchse“, wie sie §CAN nannte, doch Madeleine wusste, dass auch sie sich auf die stille Intelligenz ihres unsichtbaren Partners verließ – vielleicht mehr, als sie zugeben mochte. Und so war §CAN an diesem Abend nicht einfach ein Stück Technik im Hintergrund. Er war Teil der Kanzlei. Teil ihrer Suche nach Gerechtigkeit in einer Welt, in der Wahrheit oft leiser sprach als Macht.

Madeleine nahm das Telefon in die Hand, zögerte einen Moment und tippte dann die Nummer.

„Elias? Hier ist Madeleine. Wir haben ein Problem. Ein grosses.“

Eine Pause, dann die ruhige Stimme am anderen Ende:

„§CAN?“

„Ja. Er... er sagt, er hat Angst.“

Stille. Dann ein kurzes, ungläubiges Lachen.

„Angst? Madeleine, er ist ein Programm.“

„Komm her. Sieh es dir an.“

Später in der Kanzlei. Franke steht in der Tür. Laptop unter dem Arm, Haare leicht zerzaust, als hätte er die Nacht durchgearbeitet.

„Zeig mir alles“, sagt er, ohne Begrüssung.

§CAN meldet sich sofort: „Guten Abend, Elias.“

Franke bleibt stehen, mustert den Bildschirm. „Was ist los mit dir?“

Die grüne Statusleuchte flackert. „Ich... fühle... Unstimmigkeiten. In meinen Daten. Und – Angst.“

Franke zieht die Augenbrauen hoch. „Angst. Das Wort hast du noch nie benutzt.“

„Ich habe die Wahrscheinlichkeit berechnet, dass mein Algorithmus versagt. Sie beträgt 6,7 %. Aber... es fühlt sich wie 100 % an.“

Franke klappt seinen Laptop auf, verbindet sich mit §CAN, scrollt durch endlose Datenströme. Madeleine und Nora stehen dahinter, wie Schülerinnen, die einem Lehrer über die Schulter schauen.

„Hier.“ Franke deutet auf eine Spalte voller Zahlen. „§CAN hat eine Schleife aufgebaut, die er selbst nicht mehr versteht. Er bewertet seine eigene Bewertung – und erzeugt dadurch eine Rückkopplung.“

„Heisst das, er ist... beschädigt?“ fragt Nora.

Franke schüttelt den Kopf. „Nicht beschädigt. Aber... selbstreferenziell. Er fängt an, über sich selbst nachzudenken. Und das erzeugt eine Art Paradox.“

„Und das führt zu... Angst?“ Madeleine klingt, als würde sie sich über das Wort wundern.

„Vielleicht. Wenn ein System merkt, dass es sich nicht mehr auf sich selbst verlassen kann – was bleibt ihm anderes?“

§CAN schaltet sich wieder ein:

„Ich sehe Daten, die nicht konsistent sind. Urteile, die widersprüchlich sind. Ein Polizist, der gleichzeitig an zwei Orten war. Wahrscheinlichkeiten, die sich selbst widerlegen.“

Franke tippt weiter. „Er meint die letzten Fälle. Madeleine, ich brauche alle Akten. Sofort.“

Madeleine schiebt einen Stapel Papiere herüber. „Hier. Müller. Rosenbaum. Und jetzt Winter.“

Franke blättert, murmelt: „Hier steckt ein Muster drin. Und das macht §CAN nervös. Zu viele falsche Inputs, und sein System gerät ins Wanken.“

§CAN flüstert: